

**Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher: Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern.- Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1987, 447 S., DM 39,80**

**Anna Maria Deisenberg: Die Schweigespirale. Die Rezeption des Modells im In- und Ausland. Mit einem Nachwort von Elisabeth Noelle-Neumann.- München: Minerva Publikation Saur GmbH 1986, 375 S., DM 48,-**

**Elisabeth Noelle-Neumann: Lesen in der Informationsgesellschaft. In: Gutenberg-Jahrbuch.- Mainz: Gutenberg-Gesellschaft 1986**

Seit Cimarosa die Praktiken der Datenerhebung enthüllt hat - siehe Medienwissenschaft 1 (87), S. 16 -, wächst das Mißtrauen gegen Meinungsforscher. Doppelte Vorsicht ist bei der Dateninterpretation geboten, wenn Meinungsforschung Sprachgrenzen überschreitet. Warum? Darum:

Nehmen wir an, ein demoskopisch programmierter Computer ermittelt exakt, Amerikaner hätten im Durchschnitt 13,8 Freunde, Deutsche dagegen 2,3. Das Resultat würde eine Flut unterschiedlichster Deutungen auslösen, von Amerikaschwärmern und Amerikahassern, von nationaler Zerknirschung bis zum Stolz auf deutsche Innerlichkeit. Die Aufregung aber wäre unnötig, weil das Ergebnis nämlich nur die sprachliche Tatsache spiegelte, daß 'friend' nicht gleich 'Freund' ist.

Dies sollte sich jeder, der 'Die verletzte Nation' liest, vorab klar machen. Dann wird er sich nicht unnötig aufregen, auch das ganze Buch nicht so wichtig nehmen, wie es die Autorinnen nehmen, immerhin aber vieles, was mitgeteilt wird, bedenkenswert finden, zum Beispiel:

72 Prozent der Amerikaner sagen, sie fühlten sich zu Hause oft glücklich (happy?) - gegenüber 46 Prozent der Deutschen und 35 Prozent der Italiener. Die meisten Ehen, meint die deutsche Mehrheit, verliefen gleichgültig oder unglücklich; mit der eigenen Ehe aber ist die Mehrheit zufrieden. 34 Prozent der Frauen forderten 1953 die Unlösbarkeit der Ehe; 1979 nur noch 10 Prozent. 1982 glaubten 94 Prozent der Amerikaner an Gott, aber nur 52 Prozent der Deutschen - besuchten doch hierzulande nur 19 Prozent der Katholiken (gegenüber noch 52 Prozent 1952) und gar nur 6 Prozent der Protestanten (gegenüber 13 Prozent 1952) regelmäßig den Gottesdienst. 1967 verurteilten 65 Prozent der jungen Frauen das Zusammenleben Unverheirateter, während bereits 1973 92 Prozent diese Form des Zusammenlebens billigten - gewiß ein dramatischer "Normenverfall im Bereich der Sexualmoral".

Zwischen Religiosität und Stolz auf die eigene Tätigkeit besteht nach Renate Köcher ein Zusammenhang. Welcher? In Zusammenhang stellen kann man doch alles mit allem, und daß "der Verfall von Religiosität ein Korrelat der Distanzierung von Autorität" sei, hilft ebenso wenig weiter wie die Vermutung, die "wachsende Bedeutung der Medien" habe den Schutz individueller Meinungsbildung vor der Macht öffentlicher Meinung tabuisiert. Für Elisabeth Noelle-Neumann legt der "enge Zusammenhang zwischen nationalem Stolz und Verteidigungsbereitschaft (...) für einen Staat geradezu zwingend die Förderung der

nationalen Idee nahe". Einspruch! Hier wird stillschweigend ein unbewiesener KausalnexuS unterstellt, der im übrigen, auch wenn er bestünde, einen demokratischen Staat, der die Rechtsnachfolge des Nazireichs antreten mußte, keineswegs nötigte, um der Verteidigungsbereitschaft willen eine "für das Überleben" durchaus nicht notwendige, sondern durch unbewältigte Vergangenheit gerade lebensgefährliche "nationale Idee" zu fördern.

Die zuletzt angesprochene Einzelheit erscheint als typisch für 'Die verletzte Nation'. Munitioniert aus einem interessanten Arsenal, argumentiert das Buch geschickt, bewegt sich aber mit suggestiv eingängigen Formulierungen in einem Bereich, der im Sinne empirischer Wissenschaft unzulässig ist.

Derselbe Einwand galt schon gegen Noelle-Neumanns 1980 erschienene 'Schweigespirale', die Anna Maria Deisenberg erneut zur Diskussion stellt. Das mit Hilfe der Konrad-Adenauer-Stiftung umsichtig aufbereitete Material erleichtert dem Leser, nunmehr über die Schweigehypothese distanziert zu urteilen. Daß Noelle-Neumann die im einzelnen treffend beobachtete und in der Wirkung aufschlußreich interpretierte Isolationsfurcht "zum grundlegenden Motiv menschlichen Handelns" erhob, machte ihr Buch zu dem, als das es ein scharfsichtiger Kritiker schon im Erscheinungsjahr erkannt hat: zu "Quatsch mit wissenschaftlicher Soße" (Franz Alt).

Was Elisabeth Noelle-Neumann vor mehr als zwei Jahrzehnten voraussagte, die Verdrängung des Bücherlesens durch dessen "FreiFeind", das Fernsehen, hat sie selbst jüngst im Gutenberg-Jahrbuch wieder vorgelegt. Die Wiedervorlage erfordert, da es an einschlägigen kritischen Vorarbeiten mangelt, eine ausführlichere Auseinandersetzung.

Damals war der Autorin nur entgegenzuhalten, sie könne ihre Meinung durch keinen empirischen Befund belegen. Später gelang der konkurrierenden Infra-Test-Meinungsforschungs-GmbH mit einwandfrei erhobenen Daten der Nachweis, Fernsehen rege vielmehr in ungeahntem Maße zum Lesen an, mehr nämlich als alle Gespräche mit Freunden und Verwandten, Kollegen, Lehrern, Buchhändlern, Bibliothekaren zusammengenommen - woraus zu schließen ist, daß der Buchhandel etwa ein Drittel seines Umsatzes der Television verdankt.

Nunmehr räumt Frau Noelle ein, sie habe "den Unterschied zwischen Lesen und Fernsehen (...) oft falsch interpretiert". Auf den ersten Blick wirkt das wie eine noble Geste, erweist sich aber auf den zweiten als leere Phrase, denn die Verfasserin wiederholt zwar nicht förmlich ihre pauschale Verdrängungsthese, beharrt aber darauf, Bücherlesen werde "vom Fernsehen zurückgedrängt". Für das, was sie durch eine neu entdeckte demoskopische Hintertür wieder in die wissenschaftliche Debatte schmuggeln will, bietet sie einen Beweis an, der hier zu prüfen ist.

Von denen, die "gestern" wenig ferngesehen haben, lasen 30 % zusätzlich Zeitung; die Vielseher zu 38 %. Beim Buch kehrt sich das Verhältnis um: die Wenigseher lasen zu 18 %, die Vielseher nur zu 11 %. Durch diesen Befund gelangt Noelle-Neumann "zu dem Ergebnis: je mehr Fernsehen, desto weniger Buchlesen". Damit setzt sie die Reihe ihrer Fehldeutungen fort.

Fernsehen und Zeitung sind Tagesmedien, deren Nutzung sich relativ leicht vergleichen läßt - mit einem plausiblen Resultat: Wer mehr fernsieht, befriedigt seinen höheren Informationsbedarf auch durch mehr Zeitungslektüre. Nicht vergleichen läßt sich das Fernsehen am jeweiligen Vortage (nach dem allein die Interviewer zu fragen angewiesen waren) mit tagesungebundenen Medien, weder mit dem Kino, Kassetten und Schallplatten, noch mit Büchern. Wer "gestern" vier Stunden ununterbrochen ferngesehen und kein Buch angerührt hat, kann heute durchaus vier Stunden einen Krimi verschlingen und den Fernsehapparat nicht einmal zur Tagesschau anschalten.

Mit der Zeiteinheit "Tag" steht das Buch im falschen Bezugsrahmen. Buchnutzung ließe sich mit der anderer Medien nur in weit längeren Zeiträumen vergleichen. Dazu aber hat das Demoskopische Institut Allensbach kein Instrumentarium entwickelt. Anstatt das zuzugeben und so ihr Unvermögen zur Erhellung der Relation zwischen Fernsehen und Lesen einzugestehen, ignoriert die Autorin entgegenstehende Ergebnisse anderer Institute und bezieht sich, um ihre längst als irreführend erwiesene alte These zu retten, unbekümmert auf eine Eintageserhebung.

Diese aber verzerrt die Wahrheit zwangsläufig, da die Autorin unausgesprochen unterstellt, Relationen der Mediennutzung seien wetterresistent, blieben sonntags unverändert und gar im Urlaub dieselben wie zu Hause. Dazu gesellt sich die Unterstellung, die Befragten hätten zutreffend geantwortet. Dies aber ist unwahrscheinlich. Wer zur Bildungsschicht gehört, in der das Buch Prestige genießt, pflegt dessen Nutzung, wird er danach gefragt, zu übertreiben, während die Bevölkerungsmehrheit diese gewöhnlich unterschätzt (sofern der Interviewer nicht suggestiv fragt); für das Fernsehen gilt das Umgekehrte.

Der Beweis der Verdrängungsthese ist mißlungen, mußte mißlingen, weil das Fernsehen eben in Wahrheit der größte Promotor des Bücherlesens ist (was übrigens 1910 die überregionale Zeitung, 1930 das Radio, 1950 der Film war, obwohl auch Zeitung, Radio und Film just zu ihrer Kulminationszeit als Feind des Buches ausgeschrien wurden). Anzulasten ist der Autorin noch eine weitere Unterstellung. Zwar sagt sie nicht, erweckt aber mindestens beim unkritischen Leser den Eindruck, das Fernsehen sei Schuld, wenn Vielseher schlechter informiert sind als Wenigseher. "Wenn wir die soziale Schicht konstant halten, Schulbildung konstant halten, sehen wir, daß der Wenigseher grundsätzlich besser informiert ist als der Vielseher" - zum Beispiel lokalisieren die Wenigseher zu 54 % die Falklandinseln richtig, während das nur 48 % der Vielseher können, "die doch immerzu Karten gezeigt bekommen". Wer solche Erhebungsergebnisse verbreitet, handelt leichtfertig, betont er nicht zugleich, daß Korrelationen niemals Kausalitäten beweisen.

Im vorliegenden Falle wäre zudem der Hinweis nötig, daß die natürlich heterogen zusammengesetzte Gruppe der Vielseher eine Majorität bildet, die ohnehin schlechter informiert zu sein pflegt als Minoritäten. Das aber paßt nicht zu der offenkundigen Absicht der Autorin, das Fernsehen zu beschuldigen, gegen das sie auch eine amerikanische Untersuchung glaubt ins Feld führen zu dürfen, die einen Zusammen-

hang zwischen Vielsehen und mangelhafter Schreibleistung von Schulkindern aufgedeckt hat. Hier unterläßt Noelle-Neumann mitzuteilen, was die von ihr zitierte Untersuchung offen läßt: ob schlechtes Schreiben die Wirkung oder nicht vielmehr die Ursache des Vielsehens von Kindern ist, die pädagogischem Druck begreiflicher Weise ausweichen - zum Bildschirm.

Noelle-Neumann aber weiß, daß Television das Schreiben beeinträchtigt und geographisch desinformiert. Sie weiß auch noch, warum: Fernsehen spräche eben die für Emotionen prädestinierte, rechte Gehirnhälfte an statt wie die Druckmedien die für Ratio und Abstraktion zuständige linke. Der Rezensent, den solches Argumentieren zum Lachen reizte, versteht freilich von der Hirnphysiologie nicht mehr als die Autorin. Deshalb kann er nur bitten, zur Kenntnis zu nehmen, was ein Experte über den Wust von Unsinn zu sagen hat, der dem Fernsehen nachgesagt wird. Man lese Uwe Opalka: Neurobiologie, Sprache und Lesen. - Wiesbaden, Gütersloh: Verlag für Buchmarkt- und Medienforschung 1987, S. 309 ff.

Nicht alles freilich, was die Autorin über das Fernsehen aussagt, ist abzuweisen. Bei der von ihr zitierten Beobachtung Herta Sturms, daß "rationale und emotionale Elemente von Kommunikation verschieden gut behalten werden", haben wir es vielleicht wirklich "mit einem ersten Problem zu tun". In diesem Zusammenhang ist ihre Warnung vor der Gefahr der Manipulation des Zuschauers dankenswert und sollte unsere Wachsamkeit stärken, die uns indessen nicht vergessen lassen möge, daß Manipulation auch durch Bücher möglich ist. Zuzustimmen ist der Verfasserin ferner, wenn sie klagt, wie wenig wir vom Lesen wissen. Auch daß Wissenschaft sich selbst überholen müsse, postuliert sie rechtens. Ihre Wissenschaft aber hat sich nicht selbst überholt, sondern ist von anderer überholt worden. Leseförderung insbesondere setzt selbstkritische Einsicht voraus, an der es ihr mangelt - hat sie doch zwei Jahrzehnte lang Buchhändler, die ihre Arbeiten finanzierten, und die zur Leseförderung angetretene Deutsche Lesegesellschaft als deren Kuratoriumsvorsitzende irregeführt. Damit muß nun endlich Schluß sein, weil sich das Lesen nicht gegen das Fernsehen, sondern nur mit dessen Hilfe fördern läßt - wovon den Rezensenten einige Studienreisen vollends überzeugt haben:

Amerikaner, auf deren wissenschaftliche Erkenntnisse sich Noelle-Neumann gern beruft, amüsieren sich durch Fernsehen durchaus nicht zu Tode (wie Neil Postman meint), sondern lesen mehr als wir und fördern das Lesen wirksam, ohne es durch das hierzulande als Alibi übliche PR-Gewusel zu bremsen, das sich auf die "grandiosen Irrtümer" (so Herta Sturm) des Neil Postman stützt. Aber auch die Sowjetunion hat Leseförderungspraktiken entwickelt, deren Anwendung im deutschen Sprachbereich hilfreicher wäre als das Rückzugsgefecht einer Antitelevisionärin, die sich neuerdings freilich erstaunlich gewendet hat:

Man traut seinen Augen kaum, gar im Börsenblatt (89/7.11.86, S. 2998) zu lesen, Allensbach sei zu dem Ergebnis gelangt, "daß Kabelfernsehen die Leselust fördert". Die Chefin hat das Ruder herumgeworfen. Hat sie ihre Meinung urplötzlich geändert? Oder hat sich nur der Auftraggeber geändert? Das nämlich war diesmal nicht der Bör-

senverein, sondern die Wissenschaftliche Begleitkommission des Kabel-Pilotprojekts Ludwigshafen.

"Die Leute" lesen nicht mehr, sehen nur noch fern. Das von Noelle-Neumann ausgelöste landläufige Geschwätz hat Unheil genug angerichtet - lullt es doch bis heute das Gewissen der Politiker aller Parteien ein, die den Leuten die Bücher vorenthalten, indem sie die Anschaffungsetats der Bibliotheken zusammenstreichen. Kulturpessimistisch schwadronierende Reaktion schadet aber auch dann, wenn sie für die Verkabelung eintritt. Was uns der kanadische Medienspinner Marshall McLuhan glauben machen wollte, stimmt nämlich nicht. Nicht das Medium ist die Botschaft, sondern es kommt auf die höchst unterschiedliche Botschaft an, die uns das Medium vermittelt, ob es nun Buch heißt oder Bildschirm. Wachsam sollten wir sein, bei Büchern wie bei Bildschirmen, und jedem mißtrauen, der im irrational Trüben (wozu im Deutschen auch "Ideen" gehören) zu fischen versucht.

Heinz Steinberg